

## Sie nannten mich Schwester

Wie eine WESER-KURIER-Redakteurin in zwei Wochen auf dem Flüchtlingsrettungsschiff „Aquarius“ zur Helferin wird



FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED

VON KRISTIN HERMANN

**I**ch weiß jetzt, wie schlimm es ist, seelisch krank zu sein und trotzdem arbeiten zu müssen; wie wichtig gutes Essen für die Stimmung an Bord ist, weil es manchmal die einzige Unterhaltung am Tag ist; wie lange es dauert, den Schmutz von dreckigen Schwimmwesten zu entfernen; wie es ist, so gut wie keine Privatsphäre zu haben. Ich weiß jetzt, was stundenlanges, manchmal tagelanges Warten bedeutet; wie es ist, mit zugekniffenen Augen die Küste nach Schlauchbooten abzusuchen und wie die Anspannung immer weiter wächst, wenn du keines davon findest. Ich weiß jetzt, was Teamarbeit bedeutet. Wie relativ alles andere für Menschen wird, wenn sie an Bord dieses Schiffs sind. Ich weiß jetzt, wie Verzweiflung aussieht, wie der Kampf um das eigene Leben Gesichtszüge verändert und wie sich die Schreie anhören, wenn man im Wasser panisch versucht, an etwas oder jemandem Halt zu finden. Ich weiß jetzt, wie gefährlich und manchmal tödlich die Kombination aus Benzin und Salzwasser für Menschen sein kann, wenn sich das Gemisch langsam an den Füßen und Beinen zu den Genitalien ätzt; wie die Narben von traumatisierten Frauen und Männern aussehen, wenn sie missbraucht oder gefoltert wurden. Ich weiß jetzt, wie Leichen riechen. Und wie Hoffnung aussieht.



**Kristin Hermann**

ist 26 Jahre alt und Redakteurin in der Lokalredaktion des WESER-KURIER. Sie hat Politikwissenschaft in Bremen und Prag studiert und volontierte anschließend bei dieser Zeitung. Für das Dossier ist sie nach Sizilien gereist, um von dort aus mit der „Aquarius“ vor die libysche Küste zu fahren. Zwei Wochen lang hat sie den Alltag der Crew begleitet, um sich selbst ein Bild von der Situation im Mittelmeer zu machen.



In medizinischen Notfällen werden Gerettete mit einem Helikopter evakuiert. In diesem Fall musste ein kleiner Junge nach Lampedusa gebracht werden. FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED

**Das Maritime Rescue Coordination Centre (MRCC) in Rom** ist die Leitstelle zur Koordination der Seenotrettung im Mittelmeer. Dort laufen alle Notrufe von Seefahrzeugen in dem Gebiet auf, es werden die Position von Schiffen, deren Kapazitäten und Seesdauer zusammengeführt, um Seenotrettungen möglichst effektiv zu koordinieren. Das MRCC Rom wird vom italienischen Verkehrsministerium betrieben. Das bestimmt auch, in welchen italienischen Häfen die Flüchtlinge nach der Rettung gebracht werden.

**SOS Mediterranee** wurde am 9. Mai 2015 von einer Gruppe europäischer Bürger gegründet. Als im Oktober 2014 das Rettungsprogramm der italienischen Regierung Mare Nostrum wegen mangelnder Unterstützung der europäischen Länder eingestellt wurde, beschloss der Berliner Kapitän Klaus Vogel, selbst aktiv zu werden und eine Organisation zu gründen. Mittlerweile gibt es SOS Mediterranee auch in Italien und Frankreich. Am 4. Februar 2016 startete, das für die Rettungsmission gecharterte Schiff, die „Aquarius“, von Bremerhaven in Richtung Mittelmeer. Bremens Bürgermeister Carsten Sieling (SPD) verabschiedete damals Besatzung und Schiff. Die deutsche Geschäftsführung von SOS Mediterranee sitzt in Berlin, die Schifflogistik wird von Bremen aus abgewickelt. Der gemeinnützige Verein wird komplett über Spenden finanziert.



Nicola Stella reicht einem der Geretteten Wasser zum Waschen. FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED

**A**n den Tagen bevor der Notruf von der **Leitstelle in Rom** eingeht, habe ich mir ständig gewünscht, dass endlich wieder etwas auf diesem Schiff passiert. Manchmal hatte ich Platzangst, kam nicht damit klar, dass ich hier nicht runterkomme, und überall, wo ich hinschaue, bloß Wasser ist. Jetzt schäme ich mich für diese Gedanken, denn die nächsten Stunden werden schlimmer sein, als ich es mir vorher ausmalen konnte. Eigentlich wusste ich gar nicht, was da überhaupt auf mich zukommt. Es ist Montag, 14. November, 11.30 Uhr, und über Funk wird durchgegeben, dass 30 Kilometer vor der libyschen Küste zwei Schlauchboote gesichtet wurden – eines davon soll bereits sinken. Die Position ist etwa zwei Stunden von unserem jetzigen Standort entfernt. Ich blicke auf das Meer und frage mich, wie lange ich da drin wohl aushalten würde. Ohne Schwimmweste, vielleicht mit einem Baby auf dem Arm und ohne das Wissen, ob überhaupt noch jemand kommt, um einen zu retten. Ich weiß es nicht, aber zwei Stunden klingen nach verdammt viel Zeit.

Das Schiff, das dort im zentralen Mittelmeer an der Grenze zu den libyschen Hoheitsgewässern kreuzt, ist die „Aquarius“. Es ist das einzige der zivilen Rettungsschiffe, das im Winter übrig geblieben ist, um Menschen aus den Schlauch- und Holzbooten zu retten, mit denen es mittlerweile fast unmöglich geworden ist, die Überfahrt nach Italien zu schaffen. Zu viele Menschen pferchen die Schlepper jetzt in die Boote, zu schlecht ist die Qualität der billig produzierten Schlauchboote. Die Hilfsorganisation **SOS Mediterranee**, die die Mission in Zusammenarbeit mit Ärzten ohne Grenzen leitet, ist überzeugt davon, dass ihre Hilfe auch während der kalten Jahreszeit gebraucht wird. Denn trotz der schlechten Wetterbedingungen beschließen auch zurzeit immer wieder Menschen, sich auf den gefährlichen Weg nach Europa zu machen. Allein im Dezember vergangenen Jahres sind nach Angaben des UNHCR mehr als 9500 Menschen aus dem Mittelmeer gerettet worden. Und in diesem Jahr ist die Zahl der Flüchtlinge noch einmal deutlich gestiegen. 2016 ist schon jetzt das Jahr mit den meisten Toten. Das Wort Flüchtlinge sagt an Bord so gut wie niemand mehr. Die Geretteten heißen für die Helfer Gäste. Gäste, die sie von einem Ort zum anderen bringen, denen sie Kleidung und Essen geben und für deren Sicherheit sie in dieser Zeit verantwortlich sind. Nicht mehr und nicht weniger, sagen sie.

Als wir die Position erreichen, sehen wir ein vermeintlich intaktes Schlauchboot. Von dem bereits sinkenden Boot gibt es keine Spur. Einmal treibt eine Holzpalette vorbei, ein anderes Mal eine leere Plastikflasche – vermutlich von einem Fischerboot, sagen die anderen. Doch das mulmige Gefühl bleibt. Sind schon alle ertrunken, übersehen wir etwas oder jemanden? Irgendwann entscheidet Rettungsleiter Mathias Menge, dass die Suche keinen Sinn mehr hat. Wir müssen die Menschen auf dem Schlauchboot retten, die uns seit einer knappen halben Stunde versuchen, hinterher zu fahren. Als sich das erste Rettungsboot diesem Boot nähert, sieht eigentlich alles gut aus. Amani Teklehaimanot und Stephane Broc'h erklären den Leuten in unterschiedlichen Sprachen, dass sie jetzt gleich gerettet werden und dass wir sie nicht zurück nach Afrika bringen – dass wir die Guten sind. Sie sind extra dafür da, um die Leute zu beruhigen. Doch dieses Mal klappt das nicht. Die Menschen lassen sich nicht mehr beruhigen. Es ist mit das Schlimmste, das bei so einer Rettung passieren kann: Es bricht eine Massenpanik aus. Ein Mann springt ins Wasser und etliche folgen ihm. Wie sich jetzt herausstellt, läuft das Boot schon seit einiger Zeit voll Wasser. Zu diesem Zeitpunkt setzt bei vielen der Verstand aus. Sie haben Angst, dass sie es nicht mehr aus

**Die „Aquarius“** wurde 1976/77 als Fischereischutzboot auf der Lürssen-Werft in Bremen gebaut und fuhr damals noch unter dem Namen „Meerkatze“. Das Schiff ist 77 Meter lang und hat einen Tiefgang von 5,6 Metern. Sie hat eine Aufnahmekapazität von 200 bis 600 Menschen und ist mit allem ausgestattet, was für die Seenotrettung notwendig ist: Zwei schnellen Rettungsbooten, Rettungsinseln, hunderten von Schwimmwesten, sanitären Einrichtungen sowie einer Klinik für die Erstversorgung. Die „Aquarius“ wird von der Bremer Reederei Hempel Shipping verwaltet.

Scannen Sie das Bild links neben diesem Hinweis mit der Live-App und sehen Sie in einer Multimedia-Reportage, wie ein Einsatz auf der „Aquarius“ abläuft. Anleitung zur Live-App auf Seite 2.

dem Boot schaffen, wenn sie jetzt nicht springen, erzählen sie später. Kaum jemand von ihnen kann schwimmen, Sekunden entscheiden jetzt über Leben oder Ertrinken. Das SOS-Team wirft alles ins Wasser, was schwimmen kann: Rettungswesten, Kanister, einen langen Schlauch, an dem man sich festhalten kann, wenn man es denn bis dorthin schafft. Ich höre die Schreie, sehe wie Menschen abtreiben oder sich kaum an den Schwimmhilfen halten können. Nach all den Stunden auf dem Meer sind sie dafür viel zu schwach. Ein kleiner Junge, vielleicht zehn Jahre alt, treibt bereits mit dem Gesicht unter Wasser im Meer. Es ist der Moment, an dem ich nicht weiß, ob ich der Sache wirklich gewachsen bin. An dem ich keine Tränen mehr zurückhalten kann und verzweifle, weil ich nicht helfen kann. Stattdessen stehe ich an der Reling und sehe zu, als sei es ein Film und nicht echt, was dort vor meinen Augen passiert. Es ist der Punkt, an dem ich für mich entscheide, dass ich nicht mehr nur dastehen und bloß fotografieren oder filmen kann. Dass es mich anwidert, den Menschen immer wieder die Kamera vors Gesicht zu halten, statt ihnen die Hand zu reichen und zu helfen.

Auf der „Aquarius“, deren Ausgangshafen Catania auf Sizilien ist, arbeiten drei Teams zusammen: Die Helfer von SOS Mediterranee, die bewusst einen Teil der Zivilgesellschaft abbilden sollen. Einige von ihnen sind Seeleute, andere Rettungsschwimmer, und wieder andere Leute haben vorher noch nie auf einem Schiff gearbeitet, verspüren aber das große Bedürfnis zu helfen. Wie Claudia Perez, die in ihrem anderen Leben Anwältin ist. Oft sind diese Freiwilligen für ein oder zwei Touren dabei, die immer drei Wochen dauern.

Das medizinische Personal von Ärzten ohne Grenzen und die Schiffscrew sind meistens mehrere Monate auf dem Schiff. Etwas mehr als 30 Leute kommen auf diesem Weg aus aller Welt zusammen und führen in diesen Wochen ein Leben an Bord, das einer emotionalen Achterbahnfahrt gleicht. Die Dinge liegen dicht beieinander: Entsetzen über die vielen Toten und die Schicksale der Menschen und gleichzeitig die Freude über diejenigen, die man alle paar Tage vor dem Ertrinken rettet. Leicht ist das nie und ohne psychologische Betreuung nach den Rettungen kaum zu schaffen. „Es ist kein Job, den man ewig machen kann“, sagt Mathias Menge.

### Entscheidungen über Leben und Tod

Weil die Retter auf ihren Booten so schnell reagiert haben, überleben am Ende des Einsatzes 114 Menschen aus elf Nationen. Die Männer und Frauen kommen von der Elfenbeinküste, aus Gambia, Mali oder Guinea. Sie alle eint, dass sie vorher in Libyen auf ihre Abreise gewartet haben. Libyen – die Hölle auf Erden. Man hört diesen Satz immer wieder. Der Ort, an dem es so gut wie keine Gesetze gibt. An dem zu viele Menschen eine Waffe tragen, an dem Entführungen, Folter, Schusswechsel und Missbrauch auf der Tagesordnung stehen.

Für weitere fünf Menschen kommt jede Hilfe zu spät. Sie liegen tot im Schlauchboot – vermutlich ertrunken, weil sie die Enge oder die Dämpfe des Benzins benommen gemacht haben. Sie alle sind junge Männer, die mit großer Hoffnung in dieses Boot gestiegen sind. Jetzt liegen sie in weißen Leichensäcken auf dem Vordeck. Mit schwarzem Filzstift schreibt das Team von Ärzten ohne Grenzen nach einer Untersuchung das ungefähre Alter und das Geschlecht auf die weiße Oberfläche – keiner von ihnen ist älter als 30 Jahre. Dann beginnen sie unter den Geretteten nach Freunden oder Familienangehörigen zu suchen, die sie identifizieren können. Nur mit Fotos der Leichen. Die leblosen Körper soll keiner von ihnen sehen müssen. Wenn sie jemanden finden, der sie erkennt, dann versuchen sie, die Familien zu Hause zu benachrichtigen. Oft aber sind



Das Vertrauen in Gott ist oft das Einzige, das den Menschen Halt gibt. FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED



Helfer am Limit: Oft sind unter den Geretteten auch Kleinkinder. So wie dieses kleine Mädchen und ihr Begleiter. Sie konnten sicher an Bord gebracht werden. FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED



Bei klarer Sicht sieht man nicht selten die Küste von Libyens Hauptstadt Tripolis. FOTO: FABIAN MONDL



Viele der Flüchtlinge lassen sich nicht mehr beruhigen. Aus Panik vor dem sinkenden Schlauchboot springen viele von ihnen ins Wasser – obwohl kaum einer schwimmen kann.

FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED

das Geschlecht und das ungefähre Alter die einzigen Informationen, die die Helfer über die Toten am Ende haben. Etwa dann, wenn so gut wie alle anderen auch ertrunken sind und es nur wenige Überlebende bei einer Rettung gibt.

Ich versuche, an Deck mitzuhelfen und diejenigen zu versorgen, die es aus dem Wasser auf unser Schiff geschafft haben. Auf anderen Rettungsschiffen empfangen sie die Flüchtlinge in Schutzanzügen, bei denen man nur noch die Augen der Helfer sieht. „Als hätten sie alle Ebola“, sagt einer der Freiwilligen auf der „Aquarius“. So wollen sie ihren Gästen hier nicht begegnen. Die Wahrscheinlichkeit, sich mit Krankheiten anzustecken, sei draußen auf dem Außendeck sowieso gering, sagt Helmi Dekker von Ärzten ohne Grenzen. Männer und Frauen, bei denen sie Krankheiten wie Krätze festgestellt haben, kennzeichnen sie mit einem Armband, damit man bei ihnen Handschuhe trägt und sich häufiger die Hände wäscht. Schwer Verletzte werden in der Klinik versorgt. Zwei von den Überlebenden geht es so schlecht, dass sie später ein Hubschrauber nach Lampedusa bringen muss. Darunter ist auch der zehnjährige Junge aus Kamerun, der bereits im Wasser das Bewusstsein verloren hatte.

**Libyen ist ein** Staat in Nordafrika. Er grenzt im Osten an Ägypten und Sudan, im Süden an Niger und Tschad und im Westen an die Maghreb-Staaten Tunesien und Algerien. Im Norden befindet sich das Mittelmeer. Das Land ist von Konflikten und Bürgerkriegen zerrüttet: In mehreren Regionen wird gekämpft. Die Unsicherheit, der wirtschaftliche Zusammenbruch und das Fehlen von Recht und Ordnung bedeuten große Herausforderungen für das tägliche Leben. Zusätzlich ist das Land gleichzeitig Ziel und Durchreisestation für Hunderttausende Geflüchtete und Migranten.

Die meisten kommen nur mit Lumpen am Körper aus Afrika. Einigen ist nicht mehr als Unterwäsche geblieben, weil sie mit ihrer übrigen Kleidung versucht haben, das Wasser aus dem sinkenden Boot zu schöpfen. Sie stinken nach Benzin, Schweiß und manche nach Erbrochenem. Sie zittern am ganzen Leib, weil sie unterkühlt sind. Viele haben Verbrennungen, weil sie stundenlang in dem ätzenden Gemisch aus Benzin und Salzwasser stehen mussten. Pässe oder andere Dokumente hat eigentlich keiner von ihnen dabei. Sie haben sie erst gar nicht mitgenommen oder sie sind unterwegs verloren gegangen. Einige haben sich wichtige Telefonnummern auf ihre T-Shirts geschrieben. Einmal hält jemand ein einzelnes altes Foto in den Händen. Es ist das Einzige, was er aus seinem alten Leben mitbringen konnte. Einige brechen an Deck zusammen, weinen und danken Gott und den Helfern auf der „Aquarius“, dass sie es geschafft haben.

Dieser Anblick ist nur schwer zu ertragen. Christina Schmidt, eine der Helferinnen bei SOS Mediterranee, sagt, dass auf diesem Schiff das bessere Europa stattfindet. Und das sehe ich jetzt auch so. Wer würde die Menschen retten, wenn es nicht die privaten Rettungsschiffe tun? Würden wir sie dann einfach ertrinken lassen? Was wäre, wenn nur ein einziges Schlauchboot mit Deutschen oder Franzosen dort untergehen würde? Wie lange würden wir dann über diesen Skandal berichten? Was für Gesetze würden durch diesen Vorfall geändert? Dort ertrinken nahezu täglich Menschen, das Mittelmeer ist zu einem Massengrab geworden, aber kein Politiker schaut mehr wirklich hin – zumindest ist das der Eindruck, den die meisten an Bord haben.

Als alle sich einmal abgeduscht und in den Trainingsanzug und die Decken gehüllt haben, fangen viele von ihnen an nachzudenken. Und dann kommen die Fragen. Einmal will ein junger Mann von mir wissen, welche Stadt das in Italien ist, von der er am Horizont die Lichter glitzern sieht. Als ich ihm sagen muss, dass es nach wie vor Libyens Hauptstadt Tripolis ist, will er es erst nicht glauben. Die Schlepper haben ihm und den anderen gesagt, die Überfahrt würde vier Stunden dauern. Nach und nach realisiert er, dass sie es mit dem Schlauchboot wahr-

scheinlich nie geschafft hätten. Wie auch, ohne Kompass, ohne Wasser und meistens mit zu wenig Benzin? Manchmal zeigen die Schlepper auch auf Ölplattformen, von denen man in der Nacht die Lichter sieht. Dann sagen sie den Menschen, dass es Italien ist, was sie dort sehen. Viele wollen das glauben, es hilft ihnen, sich zu überwinden und in das Boot zu steigen. Andere wissen, dass sie nur eine Chance haben, wenn ein Rettungsschiff sie findet. Sie kennen die Bilder der Rettungen aus dem Internet, wissen, wie viele es auch nicht schaffen. Wie verzweifelt muss man sein, um in solch ein Boot zu steigen?

Das Geschäft der Schlepper ist ein professionelles Business geworden. Haben sie früher noch alte Fischerboote eingesetzt, die weitgehend seetauglich waren, sind es jetzt Schlauchboote, die

wäre diese ganze Krise kein Ding. Es müssen einfach andere Fluchtwege geschaffen werden. Alles andere ist inhuman“, sagt Christina Schmidt von SOS Mediterranee.

Die meisten der Flüchtlinge sehen keinen anderen Ausweg als zu fliehen. Sie sind unterernährt und oft über Jahre gefoltert oder schlecht behandelt worden. Viele sagen, das Leben in Libyen sei für sie so schlimm, dass sie lieber ertrinken, als noch länger dort zu bleiben. Sie haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. „In Libyen behandeln sie Schwarze wie Hunde“, sagt einer der Geretteten.

So sieht das auch die Familie, mit der ich viel Zeit verbringe: Vater Kawsu, der zweijährige Ismaila, die einjährige Fatima und Mutter Kaddy, die im achten Monat schwanger ist.

Eigentlich kommen sie aus Gambia, doch seit drei Jahren wohnen sie in Libyen. Wie viele haben sie dort gehofft, ein besseres Leben zu haben, weil Kawsu anders als in Gambia einen Job gefunden hat. Doch sein Arbeitgeber wurde irgendwann gekidnappt, Kawsu hat seit Monaten nichts mehr verdient. Die Familie lebte in einer Straße, die von Daesch-Terroristen kontrolliert wird. „Die Kinder und ich durften niemals rausgehen“, sagt Kaddy. Das haben ihnen die Terroristen verboten. Wenn Vater Kawsu von der Arbeit kam, haben sie ihn manchmal mit Messern angegriffen. Um seinen Tageslohn einzukassieren. Wenn er den nicht dabei hatte, musste sein Handy herhalten. Als ob er diese Gräueltaten noch beweisen müsste, zieht der 28-Jährige sein T-Shirt hoch und zeigt seine Narben. „Das war einfach kein Leben.“ Der ausschlaggebende Punkt war aber, dass die Terroristen die kleine Fatou beschneiden lassen wollten – vor allem im westlichen und nordöstlichen Afrika gehört dieses Verfahren immer noch zur Tradition. „Irgendwann haben wir nachts wach gelegen und entschieden, dass wir es versuchen“, erzählen sie. Weil Kawsu seit Monaten keinen Lohn bekommen hat, bezahlt ein Freund für sie die Überfahrt. Ansonsten erzählen sie keinem von ihrem gefährlichen Plan. Ihrer Familie nicht, ihren Freunden nicht. Wenn sie es nicht geschafft hätten, wäre eine ganze Familie einfach verschwunden,

Fortsetzung Seite 14

## „In Libyen behandeln sie Schwarze wie Hunde.“

Einer der Geretteten

billig in China produziert werden – mit Holzböden, die fast immer brechen, weil die Boote überladen sind, und schlecht verklebten Luftkammern. Laut der Internationalen Organisation für Migration kassieren die Banden im Durchschnitt pro Kopf zwischen 1000 und 2000 Dollar (950 bis 1900 Euro) für eine Überfahrt von der nordafrikanischen Küste nach Europa. Nicht alle wollen wirklich immer in die Boote steigen, wenn sie sehen, unter welchen Bedingungen sie losfahren sollen. Doch das ist den Schleppern egal. Im Notfall schießen sie die Menschen in die Boote.

Sind die Hilfsorganisationen mittlerweile ein fester Bestandteil in der Maschinerie der Schlepper? „Zum Teil bestimmt, ja“, sagt Rettungsleiter Mathias Menge. „Aber was ist die Alternative? Die Leute einfach ertrinken zu lassen?“ Bei den meisten Helfern herrscht Unverständnis für die europäische Politik. „Europa ist so groß und so reich. Wenn jeder nur ein bisschen mithilft,



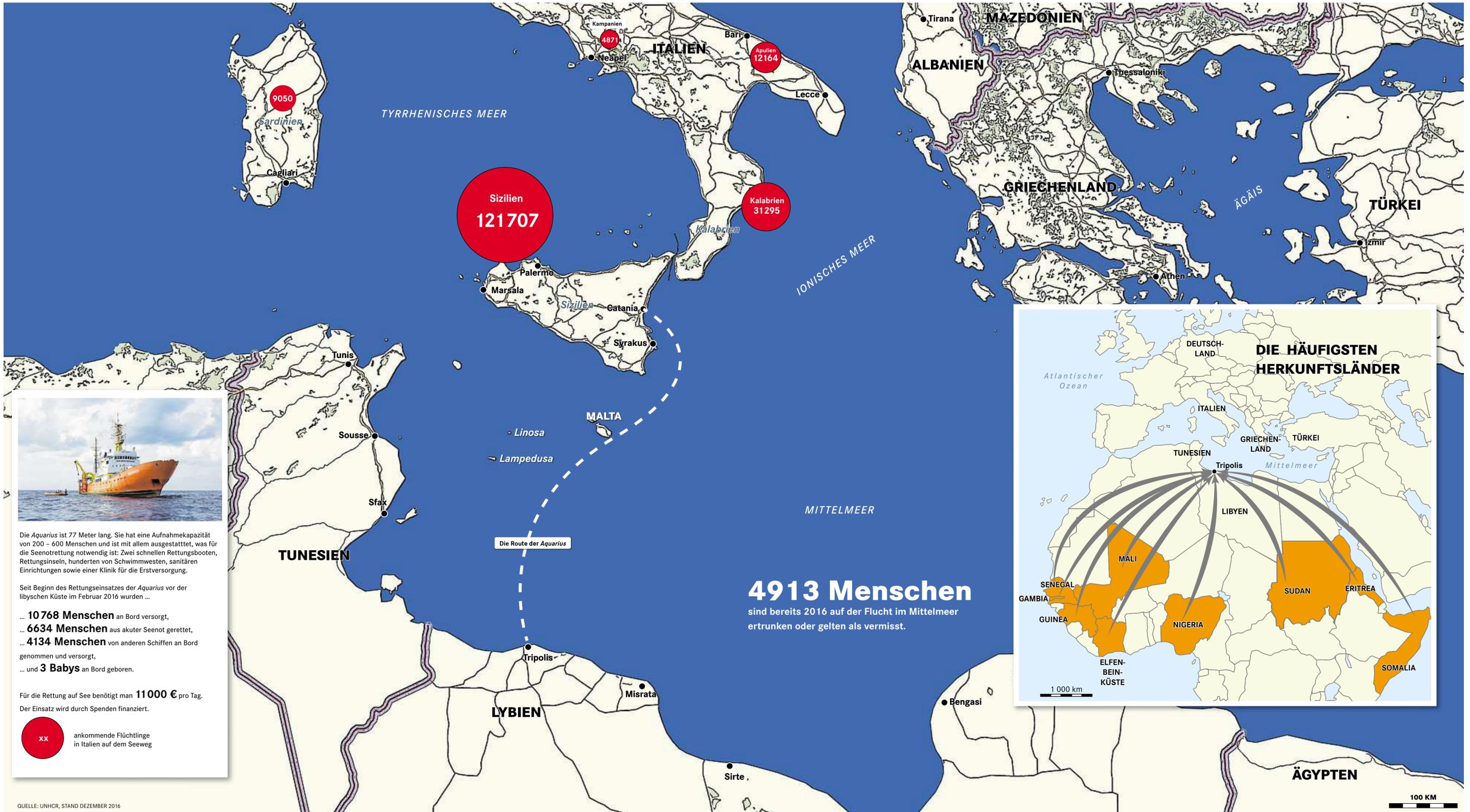
Das Team der „Aquarius“ kann mehrere Hundert Menschen gleichzeitig an Bord versorgen. FOTO: KRISTIN HERMANN



Während der Zeit auf der „Aquarius“ beten viele Gerettete – Muslime, wie Christen. Sie sind dankbar, dass sie noch am Leben sind, und haben die Hoffnung, dass ihr Leben in Europa besser wird. FOTO: FABIAN MONDL



Die Arbeitskleidung muss immer bereit sein. FOTO: FABIAN MONDL



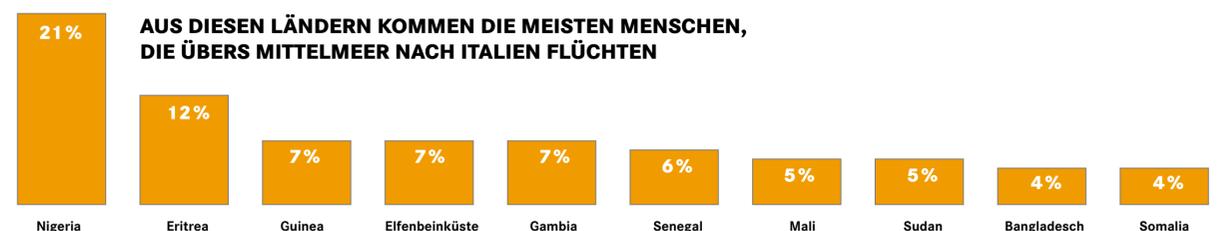
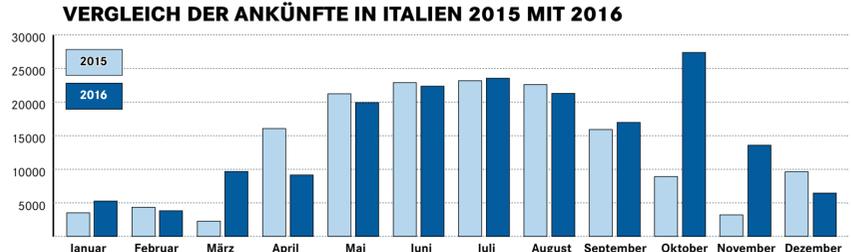
Die Aquarius ist 77 Meter lang. Sie hat eine Aufnahmekapazität von 200 – 600 Menschen und ist mit allem ausgestattet, was für die Seenotrettung notwendig ist: Zwei schnellen Rettungsbooten, Rettungsinseln, hunderten von Schwimmwesten, sanitären Einrichtungen sowie einer Klinik für die Erstversorgung.

Seit Beginn des Rettungseinsatzes der Aquarius vor der libyschen Küste im Februar 2016 wurden ...

... **10768 Menschen** an Bord versorgt,  
... **6634 Menschen** aus akuter Seenot gerettet,  
... **4134 Menschen** von anderen Schiffen an Bord genommen und versorgt,  
... und **3 Babys** an Bord geboren.

Für die Rettung auf See benötigt man **11000 €** pro Tag. Der Einsatz wird durch Spenden finanziert.

**XX** ankommende Flüchtlinge in Italien auf dem Seeweg





Um sie vor Regen und Unterkühlung zu schützen, haben die Helfer den Flüchtlingen Rettungsdecken gegeben.  
FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED



Dicht gedrängt liegen und sitzen die Geretteten in den Gängen.

FOTO: KRISTIN HERMANN



Nach den Einsätzen müssen die Rettungswesten von Benzin und Schmutz befreit werden. Weil es so viele sind, müssen alle mit anpacken.

FOTO: FABIAN MONDL



Die Toten liegen in Leichensäcken auf dem Vordeck. Nicht immer können alle von ihnen auch identifiziert werden.  
FOTO: SUSANNE FRIEDEL/SOS MED

ohne dass zu Hause jemand etwas davon mitbekommen hätte. „Wir haben einfach nur gebetet“. Kawsu fragt: „Können Kinder in Europa einfach so zur Schule gehen? Kostet das viel Geld?“ Was er sich für seine Kinder wünsche? „Ismaila soll UN-Soldat werden“, sagt er. Er soll sich den Friedenstruppen anschließen, um in Konfliktregionen stabile Strukturen aufzubauen. Für Kawsu ist das der Weg, wie er Europa danken will – obwohl es für ihn und seine Familie zu diesem Zeitpunkt, bis auf die Rettung vor dem Tod, noch nicht viel zu danken gibt.

In den nächsten zwei Tagen ertrinken nach Behördenangaben etwa 340 Menschen im Mittelmeer. Der Weg nach Italien dauert knapp fünf Tage, weil wir immer wieder Flüchtlinge von anderen Booten aufnehmen. Darunter 23 Überlebende eines anderen Schlauchbootes. Unter ihnen ist auch ein junges Mädchen, das traumatisiert zwischen den anderen Frauen und Kindern sitzt. Sie ist die einzige, die von den mehr als Hun-

dert Menschen überlebt hat. Sie spricht nur Französisch, aber später erfahre ich trotzdem ein Stück ihrer Geschichte. Sie ist 19 Jahre alt und war mit einem Mann verheiratet, der sie immer wieder vergewaltigt hat. Irgendwann sagte ihre Freundin, dass sie flieht und ob das Mädchen mitkommen will. Sie kommt mit, aber nur, weil sie es nicht alleine tun muss. Doch die Freundin, die sie dazu überredet hat und mit der sie gemeinsam diesen Weg gehen wollte, ist jetzt tot. Alle Frauen sind ertrunken – nur sie nicht. Stunden hat sie im Wasser gegen das Ertrinken gekämpft. Wurde von einigen der Männer immer wieder aus dem sinkenden Boot geschubst, damit es nicht noch schneller untergeht. Aber sie hat es geschafft. Doch was soll dieses Mädchen nun machen, wie geht es für sie weiter?

Während die Männer draußen an Deck schlafen, sind Frauen und Kinder in einem extra Raum auf der „Aquarius“ untergebracht, um sie besonders zu schützen. Viele von ihnen wurden in ihren Heimatländern oder in Libyen vergewaltigt. Einige erfahren erst auf der „Aquarius“, dass sie davon schwanger geworden sind. Unter den geretteten Frauen sind auch immer wieder Mädchen aus Nigeria. Bei ihnen schauen die Helfer an Bord besonders genau hin, denn es kommt immer wieder vor, dass einige von ihnen gezielt aus Nigeria geholt werden, um in Italien als Prostituierte zu arbeiten, sagt Sarah Adeyinka, die selbst aus Nigeria stammt und bei Ärzten ohne Grenzen als kulturelle Vermittlerin arbeitet. Nicht selten fahre unter diesen Mädchen auch eine sogenannte Madame mit, die auf sie aufpasse und Geschäfte mit den Zuhältern regele. Sie achtet darauf, dass die Mädchen nichts erzählen. Obwohl Sarah und die anderen oft wissen, was diesen Mädchen

bevorsteht, sei es extrem schwierig, sie aus dieser Situation zu befreien. Die jungen Frauen hätten in ihrer Heimat oft einen tief religiösen Schwur<sup>5</sup> geleistet und versprochen, dass sie nichts sagen und dem neuen Job nachgehen wollen. „Außerdem wird ihnen gedroht, dass ihre Familie über die Prostitution aufgeklärt wird oder ihnen etwas angetan wird“, sagt Sarah. Wenn das Team von Ärzten ohne Grenzen mitbekommt, dass solche Mädchen mit auf dem Schiff sind, informieren sie sogenannte NGOs, also Nichtregierungsorganisationen an Land, die trotz der schwierigen Bedingungen versuchen, den Frauen zu helfen. Oft gelinge ihnen das jedoch nicht.

Auf dem Weg nach Italien schlafe ich kaum noch. Jede Minute, die ich in meiner Kabi-

„Können Kinder  
in Europa einfach so  
zur Schule gehen?“  
Familienvater Kawsu Ceesay

ne verbringe, fühlt sich falsch an, jede an Deck so viel wichtiger. Manchmal hilft es, während der Nachtwache einfach mit ihnen dazusitzen und ihnen die Hand zu halten, wenn sie schlecht geträumt haben. Manchmal genügt es, zwei Stunden zuzuhören und mein Gegenüber einfach alles erzählen zu lassen, was er durchlebt. Manchmal genügt es aber auch einfach nur, ihnen die kleine Plastikflasche wieder mit Wasser aufzufüllen, damit sie sich nicht aus ihrer Decke rollen und über all die schlafenden Personen steigen zu müssen. Für einige entwickel ich

## EU-Grenzschutzagentur Frontex soll es richten

VON MIRIAM MOLL, BRÜSSEL

Vor ziemlich genau einem Jahr wurden die Pläne geschmiedet. Aus der EU-Grenzschutzagentur Frontex am Europäischen Platz in Warschau sollte eine umfangreiche Grenz- und Küstenwache werden. Inzwischen zielt den Briefkopf der Agentur eine kleine blaue Unterzeile unter den sieben Buchstaben: „Europäische Grenz- und Küstenwachenagentur“. Der sperrige Begriff umschreibt ein Projekt, dass die EU in erstaunlich kurzer Zeit auf die Beine gestellt hat. Binnen neun Monaten verabschiedeten die Mitgliedstaaten und das Europäische Parlament die entsprechenden Gesetze, im Oktober dieses Jahres nahm die alte Agentur mit dem neuen Namen ihre Arbeit auf. Und seit dem 7. Dezember soll sogar schon die schnelle Einsatztruppe des Dienstes verfügbar sein.

Auf Nachfrage des WESER-KURIER bestätigt Frontex, dass 1500 Beamte aus den Mitgliedstaaten im Notfall zur Verfügung stehen und innerhalb von fünf Werktagen entsendet werden können. Dazu gehören auch die entsprechende Ausrüstung. Aus dem Umfeld der Kommission hieß es hingegen, die EU-Länder hätten lediglich mögliche Beiträge signalisiert, die aber noch mit dem tatsächlichen Bedarf abgestimmt werden müssten. Derzeit sind nach Angaben von Frontex etwa 1200 Beamte im Einsatz an Europas Außengrenzen, um die Mitglied-

staaten bei der Grenzüberwachung, aber auch bei der Registrierung und Identifikation von Migranten zu unterstützen.

Mehr als eine Million Flüchtlinge kamen im vergangenen Jahr allein in Griechenland und Italien an. Die Behörde geht davon aus, dass die Schmugglernetzwerke daran vier Milliarden Euro verdienten. Inzwischen ist die sogenannte Westbalkanroute blockiert, über die Flüchtlinge von Griechenland aus weiter nach Norden zogen. Das Abkommen mit der Türkei, das im April in Kraft trat, hat die Zahl der Neuankünfte von einst mehreren Zehntausend am Tag auf teilweise nur noch 50 Menschen zurückgehen lassen. Doch die Probleme bleiben, weil die Route über das Mittelmeer nach Italien mit dem Ausgangspunkt Libyen nach wie vor genutzt wird. Zwar arbeitet die EU an einem Konzept enger Kooperation mit der fragilen Einheitsregierung in Libyen. Zudem gibt es inzwischen fünf Abkommen mit den afrikanischen Staaten Nigeria, Äthiopien, Mali, Senegal und Niger. Aber bis die Verträge, die neben dem Aufbau von Grenzschutz (in diesem Fall nach innen) auch Entwicklungshilfe vorsehen, Wirkung zeigen, dürften noch Jahre vergehen.

Bis dahin muss Frontex erhalten. Die Agentur will schon im neuen Jahr die ersten drei Verbindungsbeamten in Mitgliedstaaten entsenden, um in regelmäßigen Abständen die Außengrenzen zu überwachen. Weitere sollen folgen, um die Risikoanalyse

so schnell wie möglich abzuschließen. Drei Pilotprojekte stehen bereits fest: In Deutschland, Finnland und Slowenien sollen bis Oktober 2017 Daten über die bestehenden Kapazitäten für Grenzkontrollen sowie den Umgang mit einer Vielzahl gleichzeitig ankommender Migranten gesammelt werden. Tatsächlich notwendig sei es aber, alle besonders exponierten Mitgliedstaaten mitzuschließen: Derzeit wären das mindestens Griechenland und Italien, mit Blick auf die Wanderrouten des vergangenen Jahres auch Bulgarien und Ungarn.

Helfen soll der Frontex-Nachfolger aber auch bei der Abschiebung von Migranten, die kein Bleiberecht in der EU haben. Ein Problem, das bereits 2014 überdeutlich war – nur 40 Prozent der Menschen, die kein Asyl bekamen, wurden in diesem Jahr überhaupt zurückgeschickt. Die Antwort der Agentur heißt „Europäisches Rückführungs- und Interventionsteam“. Neben Fachleuten, die die Migranten eskortieren, gehören ihm auch Beobachter und Abschiebe-Experten an. Doch die können nur wenig ausrichten, solange Drittstaaten ihre Staatsbürger nicht mehr bei sich aufnehmen. Geplant ist ein Passierschein der EU, mit dem die Migranten auch ohne Papiere ihrer Heimatländer rückgeführt werden können. Aber auch die funktionieren nur, wenn das Empfängerland sie akzeptiert. Frontex organisiert zunehmend Flüge für gemeinsame Rückführungsaktionen, heißt es aus Warschau.



Der stellvertretende Rettungsleiter Max Avis muss bei so vielen Menschen auf dem Holzboot einen kühlen Kopf bewahren. Klare Ansagen sind dabei entscheidend.

FOTO: KRISTIN HERMANN

bereits nach kurzer Zeit eine Art Fürsorgegefühl. Immer wenn ich wieder nach oben aufs Deck komme, drehe ich erst einmal eine Runde und sehe, wie es denjenigen geht, die mir freiwillig so viel von sich erzählt haben: Die Brüder Pa und Omar, Kaddy und ihre Familie oder der Schuhmacher Camara, der monatelang in einem libyschen Gefängnis gefoltert wurde und geflohen ist, weil er davon träumt, hochwertige Schuhe zu designen. Oder Abdul-Rachid, der studierter IT-Fachmann ist und unbedingt seinen Master machen möchte. Brauchen wir nicht genau solche Leute in Europa?

Wie motiviert die meisten dieser Menschen sind, ist schwer zu ertragen. Sie wollen zur Schule gehen, zur Universität, zur Arbeit, um Geld nach Hause zu schicken

### „Wann werde ich meiner Familie sagen können, dass ich überlebt habe?“

Einer der Geretteten

und sich selbst ein besseres Leben aufzubauen. Die Worte sind voller Hoffnung, und es ist das Einzige, woran sie sich gerade klammern. Es ist schlimm, ihnen mit dem Wissen zuzuhören, dass ihre Reise mit der Ankunft in Italien noch lange nicht zu Ende sein wird. Sie werden so viel Zeit in Camps und Notunterkünften verbringen müssen, so viel Zeit zum Nachdenken und Langweilen, so viel Zeit, in der einige vielleicht auch auf dumme Gedanken kommen können. Gerade die jungen Unbegleiteten. Wenn man in ihre Gesichter schaut, sieht man Kinder.

Woher sollen sie wissen, was richtig und was falsch ist? Und wer soll ihnen das sagen? Uns wird geraten, nur sehr vorsichtig mit ihnen über die Zeit nach der Ankunft zu sprechen. Das ist nicht unsere Aufgabe, dafür seien andere Organisationen und Stellen da. Trotzdem ist es schwer, diesen Fragen auszuweichen: Finde ich einen Arbeitsplatz? Wie teuer ist ein Zugticket nach Deutschland? Wann werde ich meiner Familie sagen können, dass ich überlebt habe? Was passiert jetzt mit uns? Ich versuche, sie vorsichtig damit zu konfrontieren, dass sie nach der Ankunft nicht direkt loslegen können. Dass ihnen in der Zeit wahrscheinlich auch Menschen begegnen werden, die nicht freundlich sind. Die sie beschimpfen oder die sie auf dumme Gedanken bringen wollen. Und dass sie die viele Zeit des Wartens nutzen sollen, um die Sprache des Landes zu lernen, in dem sie letztlich landen werden.

Das wird hart, aber es ist notwendig, um all denen zu trotzen, die gegen sie sein werden. Das sage ich auch Pa und Omar, die ein bisschen wie Brüder für mich werden. Sie sind beide noch minderjährig – zumindest sagen sie das. Afrikaner nennen fast alle „Schwester“ oder „Mama“, wenn sie in Kontakt mit ihnen kommen, und genau deswegen fühlt man sich auch schon nach kurzer Zeit mit ihnen verbunden, wenn sie quer übers Deck „sister, sister“ rufen und um etwas bitten oder sagen, dass sie jetzt für einen beten.

An dem Morgen, an dem wir bei Sonnenaufgang die Lichter von Süditalien sehen, sind nicht nur meine Gefühle gemischt. Viele der Geretteten feiern, tanzen und danken in ihren Liedern immer wieder Gott und Europa für ihre Rettung. Andere stehen nachdenklich an der Reling, weil sie nicht

wissen, was jetzt auf sie zukommt. Ich freue mich für die Menschen, dass sie endlich von dem Meer wegkommen, auf dem sie eine solch traumatische Überfahrt hatten, auf dem Freunde oder Familienangehörige von ihnen gestorben sind. Gleichzeitig ist es schwer, sie gehen zu lassen, weil wir wissen, dass sie es auf dem Schiff den Umständen entsprechend gut gehabt haben. Was wird jetzt mit ihnen? In welchem Land landen sie? Oder werden sie wieder abgeschoben? Kümmern sich die Menschen in den Notunterkünften gut um sie?

Welchen Hafen die „Aquarius“ ansteuert, entscheidet die Leitstelle in Rom. Dieses Mal hat der Hafen Reggio di Calabria Kapazitäten, um die Flüchtlinge aufzunehmen und zu registrieren. Sobald das Schiff angelegt hat und die Zugangstreppe aufgestellt wurde, treten die Freiwilligen der „Aquarius“ an, um einem Ritual zu folgen, das sich in den vergangenen Monaten bei ihnen etab-

Die Registrierung in Italien läuft nach Angaben von Pro Asyl wie folgt: Nach der medizinischen Untersuchung, der Befragung und der biometrischen Erfassung in den Hotspots werden Flüchtlinge mit Bleibeperspektive landesweit in Aufnahmeeinrichtungen verteilt. Etwa 80 Prozent der Neuankommenden stellen in Italien einen Asylantrag. Eine große Anzahl von ihnen erhält nach Ankunft Abschiebeanordnungen – viele davon landen auf der Straße, wo sie nur durch Hilfsorganisationen Unterstützung erhalten.



Stéphane Broc'h sucht mithilfe des Fernglases nach weiteren Booten.

FOTO: FABIAN MONDL



Kawsu mit seinen Kindern Ismaila (links) und Fatima. Er ist zusammen mit seiner schwangeren Frau aus Libyen geflohen.

FOTO: KRISTIN HERMANN



Die „Aquarius“ beim Einlaufen in einen italienischen Hafen. Dort erwarten sie meistens Zelte, in denen sie direkt registriert werden.

FOTO: LAURIN SCHMID/SOS MED

## Schlepper verdienen am Leid der Flüchtlinge

VON HANS-ULRICH BRANDT

Das Mittelmeer ist schon für viele Flüchtlinge zur tödlichen Falle geworden. Und obwohl die Wetterbedingungen jetzt zusehends schlechter sind, werden sie von Schleppern weiterhin in seuntüchtige Boote gesetzt. Welche Tragik sich da auf See abspielt, belegt ein Prozess, der gerade in Catania auf Sizilien mit langen Haftstrafen für die beiden Schlepper zu Ende gegangen ist. Der tunesische „Kapitän“ des Schiffes bekam 18 Jahre Haft, sein Helfer aus Syrien fünf Jahre. Beide sollen zudem je neun Millionen Euro Strafe zahlen. Bei dem Bootsunglück im April 2015 sind nach Angaben des Gerichts mehr als 700 Menschen umgekommen, nur 28 überlebten. Bei der italienischen Marine hieß es nach Bergung des Schiffes sogar, dass bis zu 900 Flüchtlinge starben, als das völlig überladene Schiff vor der Küste Libyens sank.

Auch in diesem Jahr ist die Liste der Katastrophen im Mittelmeer lang: Im November kamen bei vier Bootsunglücken binnen weniger Tage mehr als 340 Menschen ums Leben. Im September kenterte vor der Küste Ägyptens ein Boot mit Hunderten Migranten. 162 Leichen wurden geborgen. Im Juni starben bei zwei Unglücken vor der Küste Libyens und südlich von Kreta insgesamt mehr als 120 Flüchtlinge. Hunderte konnten gerettet werden. Wie viele Menschen genau an Bord der Schiffe waren,

bleibt meistens ungeklärt. Im Mai kamen binnen einer Woche nach Angaben der Internationalen Organisation für Migration (IOM) vermutlich mehr als 1000 Menschen bei mehreren Schiffsunglücken ums Leben. Das UN-Flüchtlingshilfswerk UNHCR hatte zuvor von mindestens 880 Toten berichtet. Und dies sind nur einige Fälle auf der schrecklichen Liste.

So wichtig auch das Urteil gegen die zwei Männer ist, stoppen kann es die Schlepperbanden nicht; sie verdienen weiter am Leid der Flüchtlinge. Immerhin ist es ein erster Schritt. „Es ist wichtig, zu zeigen, dass die Schiffsbrüche Folgen von Verbrechen sind und nicht von der Laune der Natur verursacht werden. Wir leben in einem Land, in dem Schmuggler immer noch ihre Arbeit verrichten können, deswegen ist es wichtig, zu zeigen, dass man bestraft werden kann, dass man für viele, viele Jahre ins Gefängnis kommt, wenn man Menschen auf überfüllte Boote zwingt“, sagt IOM-Sprecher Flavio Di Giacomo.

Eine Mitschuld am Sterben im Mittelmeer trägt aus Sicht vieler die Asylpolitik der EU. Legale und sichere Fluchtwege fehlen – dass füllt die Geldbeutel der Schleuser, so der Vorwurf. Immer wieder appellieren Flüchtlings- und Hilfsorganisationen oder Kirchenvertreter an Brüssel, Berlin und andere EU-Länder und fordern ein Umdenken. Weg von Abschreckungsmaßnahmen und Abkommen zur Grenzsicherung hin zur Vergröße-

rung von Aufnahmekapazitäten, zu einer menschenwürdigen Unterbringung und einer gerechten Verteilung der Flüchtlinge.

Die Mahnungen scheinen gar nicht mehr gehört zu werden, so oft wurden sie schon ausgesprochen. Die Meldungen über die Toten sind einige unter vielen, für großes Entsetzen sorgen sie nicht mehr. Viele Menschen in Deutschland sind sich der Lage der Flüchtlinge nicht einmal bewusst, wie eine Umfrage für die Stiftung Seenothilfe für Flüchtlinge zeigte. Jeder Vierte der Befragten geht sogar davon aus, dass mittlerweile weniger Menschen auf der Flucht ihr Leben lassen. Dabei kann von einer Entspannung der Flüchtlingskrise nicht die Rede sein.

Entwicklungsminister Gerd Müller (CSU) sieht das ebenso. Er verweist nicht nur auf die dramatische Lage in Syrien, sondern auch auf den großen Zustrom afrikanischer Flüchtlinge in die Türkei und nach Italien. Müller sprach sich für „neue Strukturen in der politischen und militärischen Zusammenarbeit“ und für eine neue Initiative für eine Partnerschaft Europas mit Afrika an. Dabei gehe es vorrangig um Investitionen in die Infrastruktur, in die Jugend und in die Schaffung von Arbeitsplätzen. Afrika brauche jedes Jahr 20 Millionen neue Jobs für die heranwachsende Generation, betonte er. „Wird das nicht gelingen in den nächsten zehn Jahren, werden nicht Hunderttausende, sondern Millionen nach Europa kommen wollen.“

liert hat. Sie stehen entlang der Gangway und verabschieden jeden Einzelnen der Geretteten. Mit einem Handschlag, einem Schulterklopfen oder einer Faust. 404 Mal müssen sie das bei diesem Abschied machen, bis auch der Letzte das Schiff verlassen hat, um sich in die langen Schlangen vor den **Registrierungszelten** der Italiener anzustellen.

Wie es für die Toten weitergeht, hängt davon ab, in welchem Hafen die „Aquarius“ anlegt. Manchmal legen die Helfer jeden Körper in einen Sarg, und private Hilfsorganisationen begleiten sie mit Rosen, sodass sie eine würdevolle Verabschiedung bekommen. Bei dieser Ankunft ist das nicht so. Alle neun Toten, die wir mittlerweile an Bord haben, werden in dem Leichenwagen übereinander gestapelt. „Wie Kartoffelsäcke“, sagt Marie Rajablat, mit der ich mir eine Kabine teilte. Sie ist empört darüber, wie man so mit den Leuten umgehen kann. Ihr Vergleich geht mir bis heute nicht aus dem Kopf. Die Leser haben sich an die Schreckensmeldungen gewöhnt, überblättern die meisten dieser Nachrichten nur noch. Sie werden begraben, wo gerade Platz ist.

Das letzte Bild, das ich sehe, bevor ich selbst von Bord gehe und ins Taxi steige, sind die vollen Busse, in denen die Menschen nach der Registrierung sitzen, um zu einem der Hotspots transportiert zu werden – ihre Reise ist noch lange nicht vorbei.

### Und jetzt?

Jetzt bin ich wieder zu Hause, und es gibt immer wieder Momente, in denen es sich komisch anfühlt, das normale Leben weiterzuführen, nachdem man so etwas erlebt hat. Die Tage auf diesem Schiff haben etwas verändert, und meine Gedanken sind auch jetzt noch oft bei den Helfern auf der „Aquarius“ und bei denjenigen, die sie gerettet haben. Und ich will wissen, was aus denjenigen geworden ist, mit denen ich so viel gesprochen habe. Einigen habe ich meine Telefonnummer gegeben.

Vor einigen Tagen habe ich die ersten Anrufe und Nachrichten erhalten und unter anderem erfahren, dass Kaddy ihr drittes Kind bekommen hat – den kleinen Muhammad. Sie beide sind wohlauf. Ich will die Geretteten nicht einfach aus meinem Gedächtnis streichen, nur weil ich sie nicht mehr sehe. Nach dieser bewegenden Erfahrung, die wir zusammen gemacht haben, fühle ich mich ihnen tief verbunden. Sie sind in den Tagen für mich zu Menschen geworden, die mir etwas bedeuten. Es sind Menschen wie du und ich. Mütter und Väter, Schwestern und Brüder.

### Daesch

Der **WESER-KURIER** verwendet den Begriff „Islamischer Staat“ nicht, weil diese Terrorgruppe weder religiös motiviert noch ein Staat ist. Wir sprechen wie ihre Gegner von Daesch.

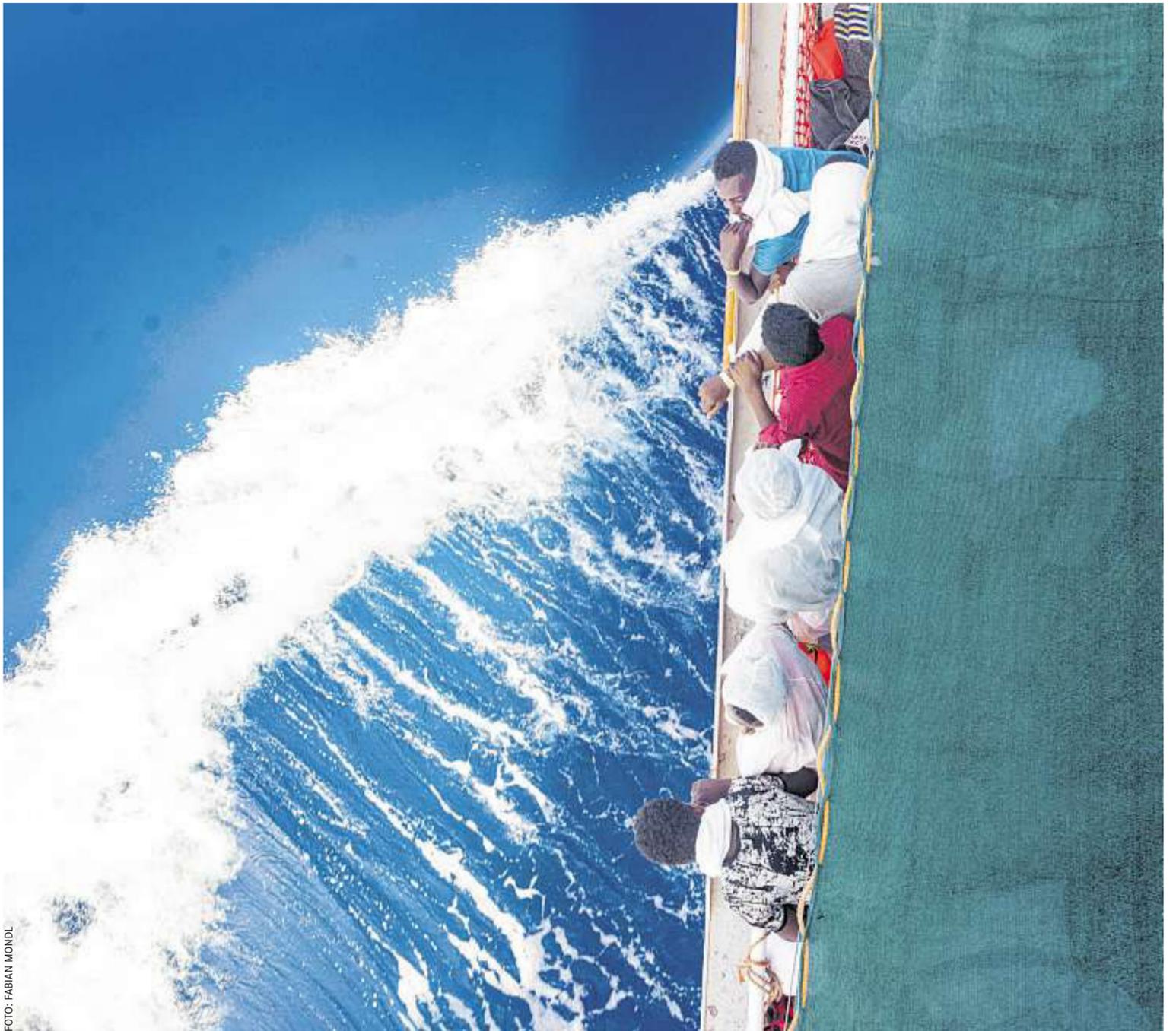


FOTO: FABIAN MONDIL

## Die Retter vom Mittelmeer

VON KRISTIN HERMANN

**Klaus Platz** ist vom Schlag der Macher. „Ich bin jetzt in einem Alter, in dem man die Sachen einfach tun muss, wenn man Lust darauf hat“, sagt er. Mit 74 meldete sich der Bremer deshalb beim Paragliding an, und jetzt, mit 79 Jahren, will er sich mit eigenen Augen anschauen, was den Menschen im Mittelmeer passiert und wofür er da eigentlich Spenden sammelt. „Sonst hätte ich mir vorgeworfen, diese Erfahrung nicht gemacht zu haben“, sagt er. Zum Zeitpunkt seiner Mitfahrt auf der „Aquarius“ ist Platz Schatzmeister bei SOS Mediterranee und unterstützt den Part der Organisation, der von Bremen aus die Schiffslogistik steuert. Früher war er unter anderem Geschäftsführer und Vorstandsmitglied der Bremischen Hafenvertretung, und auch jetzt ist er noch in mehrere Bremer Projekte involviert. Rente? „Gibt es für mich nicht“, sagt er und lacht. Sein Umfeld und seine Frau hätten zunächst trotzdem mit Skepsis auf seine Idee reagiert, in seinem Alter an einer so gefährlichen Mission teilzunehmen, doch wenn Klaus Platz sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann zieht er das auch durch.

Doch vor der Reise gibt der 79-Jährige zu, dass er auch Angst vor dem hat, was er se-

hen wird. „Ich weiß nicht, was das mit mir machen wird. Man merkt es mir vielleicht nicht gleich an, aber ich bin ein sehr emotionaler Mensch“, sagt er. Das wird auch deutlich, als die Teams von SOS Mediterranee und Ärzte ohne Grenzen die dramatische Rettung am 14. November haben. Mit Tränen in den Augen gibt Platz einem nach dem anderen der Geretteten die Hand und reicht mit den anderen Helfern zusammen die Beutel, in denen sich frische Kleidung und Essen für die Flüchtlinge befindet. Der Bremer Unternehmer bereut es keine Sekunde, an dieser Mission teilgenommen zu haben. „Diese zwei Wochen an Bord und unmittelbar mit der ganzen Not und Verzweiflung konfrontiert, haben mich zutiefst erschüttert, aber auch bestärkt, weiterzumachen“, sagt er. Er ist nun als Botschafter für SOS Mediterranee unterwegs und versucht weiter, für die Wichtigkeit des Projekts zu werben – schließlich kostet ein Tag für das gesamte Schiff 11 000 Euro, die über Spenden eingenommen werden müssen. Klaus Platz will auch Bremen noch mehr ins Spiel bringen. Anfang Februar 2017 plant er einen Senatsempfang für viele der Helfer in der Oberen Rathausgalerie. Auch Bremens Bürgermeister Carsten Sieling (SPD) hat sich dafür angekündigt.

Wenn **Christina Schmidt** über die Rettungen spricht, an denen sie beteiligt war, dann kann sie dazu immer das genaue Datum sagen. Sie führt während ihrer Zeit auf der „Aquarius“ akribisch Tagebuch darüber. Die anderen nennen sie „queen of the ladder“ – „Königin der Leiter“. Die 53-Jährige ist diejenige, die die Flüchtlinge bei ihrem Weg vom Rettungsboot auf die „Aquarius“ unterstützt. Mittlerweile hat sie diesen Ablauf perfektioniert und kann dabei helfen, neue Teammitglieder einzuarbeiten – es ist bereits der fünfte Einsatz für Christina auf diesem Schiff. Migration ist das Thema ihres Lebens, sagt die gelernte Dramaturgin. Ihre Großeltern sind aus Osteuropa nach Deutschland ausgewandert, und ihr Vater, der aus einem Dorf in der heutigen Ukraine stammt, wurde sogar in einem Flüchtlingslager geboren. Christina selbst pendelt seit mehreren Jahren zwischen Berlin und Bologna, wo sie einen Großteil ihrer Zeit lebt und arbeitet. „Man muss nur begreifen, dass die ganze Menschheitsgeschichte schon immer eine Migrationsgeschichte war. Dann sieht man vieles mit anderen Augen“, sagt sie. Mittlerweile hat die 53-Jährige ihre Rolle auf dem Schiff gefunden. Sie ist der Ruhepol im Team und eine derjenigen, an die man sich wendet, wenn man das Bedürfnis hat, zu reden. Und diejenige, die für Program an den langen Abenden auf dem Schiff sorgt, wenn es keine Rettungen gibt – in Form von Yoga.

**Amani Teklehaimanot** ist das beste Beispiel dafür, dass es sich lohnt, für ein besseres Leben zu kämpfen. Vor 15 Jahren ist er selber aus dem Sudan geflohen. Auf einem Holzboot, wie viele der Afrikaner jetzt auch. Doch die Schlepper sind grausamer geworden, sagt er. Früher hätten sie die Holzboote nie so überfüllt wie jetzt und den Leuten ausreichend Wasser und Benzin mitgegeben. Zumindest wäre es bei ihm so gewesen. In 36 Stunden hat er damit Italien erreicht. Amani spricht sechs Sprachen, hat lange in England gelebt. Jetzt wohnt er, seine Ehefrau und seine drei Söhne in Stockholm. Doch



Christina Schmidt



Mathias Menge



Marie Rajablat



Amani Teklehaimanot

Amani will etwas zurückgeben. Er weiß, dass nicht alle so viel Glück haben und so viel Chancen bekommen, wie er. Deshalb arbeitet er jedes Jahr für einige Wochen für Ärzte ohne Grenzen. Er übernimmt dann die Rolle des „Cultural Mediators“. Er ist auf dem Boot, das zuerst an die Schlauchboote heranfährt, um sie in mehreren Sprachen darüber zu informieren, dass sie jetzt in Sicherheit sind und gerettet werden. Amani hat sich dafür eine ganz klare Körpersprache angeeignet. Mit deutlichen Gesten und Worten versucht er, Anweisungen zu geben, die jeder versteht.

**Mathias Menge** ist eigentlich Schiffsoffizier. Doch das reichte dem 49-Jährigen irgendwann nicht mehr. Er wollte seine Leidenschaft für die See mit einer humanitären Arbeit innerhalb der Flüchtlingskrise in Europa vereinen. „Denn das ist aktuell das größte Problem unserer Gesellschaft“, sagt er. Als Rettungsleiter trägt Mathias neben dem Kapitän die größte Verantwortung auf dem Schiff. Die Kommandos, die er gibt, können über Leben und Tod entscheiden. Dieses Drucks ist sich der Seemann bewusst. „Es ist kein Job, den man ewig machen kann“, sagt er. Doch im Moment sei es für ihn genau das Richtige. Doch der 49-Jährige weiß auch, wie wichtig es ist, sich immer wieder auch eine Ruhephase zwischen den Rettungen zu gönnen und sich bei Bedarf auch psychologische Hilfe zu holen. Für ihn selbst ist sein Ruhepol sein Haus auf Föhr, in dem er mit seiner Frau wohnt.

Immer, wenn man **Ebenezer Takyi Mensah Tandoh** sieht, dann lacht er einen an. Dann, wenn man gerade das Gefühl hat, nicht richtig zum Team zu gehören, oder



Ebenezer Takyi Mensah Tandoh



Marie Rajablat



Marie Rajablat

man Gefahr läuft, dass das Erlebte einen überrollt. Dann gibt Ebenezer einem seine berühmte „Ghettoaust“ und klopf einem auf die Schulter. Oder er ruft rüber, dass man sich gefälligst mit an seinen Tisch setzen soll, obwohl die Schiffscrew eigentlich immer unter sich isst. Er ist Teil der Schiffscrew, wozu auch der Kapitän oder die Ingenieure gehören. Nicht alle sind aus voller Überzeugung mit auf dieser Mission. Für einige ist es nur ein Job, den sie von ihrer Reederei vermittelt bekommen haben. Ebenezer und einige andere aus der Schiffscrew kommen aus Ghana. Sie stehen voll und ganz hinter dem Projekt und fühlen mit den Leuten, die versuchen, aus Afrika zu fliehen. Und sie können nachvollziehen, wie es ist, von seiner Familie getrennt zu sein, schließlich sind sie oft über Monate auf dem Schiff unterwegs und nur selten in ihrer Heimat Ghana.

Als **Marie Rajablat** und ich uns das erste Mal begegnen, sind wir nicht besonders begeistert voneinander. Beide haben wir gedacht, dass wir eine Einzelkabine bekommen, jetzt müssen wir uns den kleinen Raum teilen. Wir sind auch beide nicht besonders gut im Smalltalk, und so kommt es, dass wir in den ersten Tagen auch kaum ein Wort miteinander wechseln. Am Ende der Reise ist Marie eine meiner wichtigsten Bezugspersonen auf dem Schiff. Mama Afrika und Mama Italia rufen sie die Afrikaner, weil sie es mit ihrer Art schafft, wie eine Mutter für viele der Geretteten zu sein. Marie sitzt mit ihrer knallpinken Regenjacke immer mitten drin, hört den Geflohenen oft stundenlang zu. Wenn sie dann am Ende des Tages nach unten in die Kabine kommt, ruft sie laut „Wallah“, was auf Arabisch so viel wie „Beim lebendigen Gott“ bedeutet, und schüttelt den Kopf und ihre Hände dabei sehr energisch. Marie ist Psychiatrie-Krankenschwester und schreibt Bücher über ihre Patienten und deren Geschichten. Das will sie auch auf der „Aquarius“ machen. Sie hat jahrelang für Ärzte ohne Grenzen gearbeitet, unter anderem auch in Palästina. Dort hat sie auch die vielen ausufernden Gesten übernommen, mit denen sie jetzt auf amüsante Weise sowohl die Crew als auch die Geretteten unterhält.



Klaus Platz unterstützt von Bremen aus SOS Mediterranee.

FOTOS: KRISTIN HERMANN